Die Erben von Senkenberg.

Kriminalroman von Erich Ebenstein.

I.

Am Morgen des 17. Mai standen zwei Frauen unschlüssig vor dem Trödlerladen der Wittwe Rabl in der Berggasse.

Obwohl es bereits halb neun Uhr und alle anderen Läden offen waren, rührte sich hier nichts. Die Tür blieb versperrt, die Holzladen vor dem kleinen Auslagekasten herabgelassen.

Es war den Frauen — zwei Arbeiterinnen, deren Männer kürzlich bei einem Gerüsteinsturz verunglückten und nun im Spital lagen — sehr peinlich, hier so lange vor aller Leute Augen stehen zu müssen.

Wußte doch jedermann, daß „Mutter Rabl" gelegentlich Geld an Leute lieh, die unverschuldet in Not gekommen. Allerdings nicht bedingungslos, wie der Jude Herzmann zwei Straßen weiter — denn sie vergewisserte sich vorher sehr genau, ob es auch „ordentliche, arbeitsame" Leute wären, denn „für Lumpen risktere ich mein sauer Erworbenes nicht", wie sie zu sagen pflegte. Aber dann tat sie es dafür auch nicht gegen Wucherzinsen, sondern nahm prinzipiell nicht mehr als drei Prozent.

„Ich schäme mich halbtot", flüsterte die eine der Frauen nun der andern zu. „Daß wir nichts kaufen wollen, sieht uns jedermann an. Aber es war nicht nötig, daß die Leute hier herum, die uns kennen, just erfahren, in welcher Verlegenheit wir uns befinden. Wo sie nur bleibt, die Mutter Rabl?"

Ein Schuster, der eben aus seinem Laden nebenan trat, grüßte die beiden Frauen. Dann sagte er, aus ihren Mienen ihre Verlegenheit erratend: „Ich würde Ihnen raten, Frau Wörmann, nicht länger hier auf Mutter Rabl zu warten. Sie ist sonst stets die erste, die ihren Laden öffnet. Wahrscheinlich ist sie krank. Wollen Sie mit ihr sprechen, gehen Sie lieber zu ihr in die Wohnung."

„Wohnt sie denn nicht hier?"

„Nein! Am Laden ist keine Wohnung. Aber dort unten am Ende der Straße in dem kleinen Haus, das im Garten steht und dem Major v. Brankow gehört, bewohnt sie zwei Stuben in der Mansarde. Sie können gar nicht fehl gehen."

Die Frauen dankten und entfernten sich eilig.

Das bezeichnete Haus, ein altväterlicher Giebelbau, enthielt nur eine größere Wohnung im ersten Stockwerk, die der Hausherr bewohnte, deren Fenster aber gegenwärtig alle durch Rollbalken verschlossen waren.

Im Erdgeschoß wohnte links die Hausbesorgerin, Frau Moser, rechts gab es zwei Stuben ohne Küche, die bisher als Magazin vermietet waren, gegenwärtig aber von einem jungen Sprachgelehrten bewohnt wurden, der sie der ruhigen Lage wegen mietete.

Von den zwei kleinen Mansardenwohnungen stand die eine leer, die andere gehörte Mutter Rabl.

Frau Moser, eine behagliche rundliche Witwe von fünfzig Jahren, reinigte eben den Flur, als die beiden Frauen nach Mutter Rabl fragten.

„Mutter Rabl? Ja, ist sie denn nicht längst in ihrem Laden? Ich habe sie heute noch mit keinem Auge gesehen!"

„Nein, der Laden ist geschlossen."

„I, da müssen wir gleich mal nachsehen! Wird doch nicht krank sein, die gute Mutter Rabl?"

Alle drei stiegen die Treppe hinauf und klingelten wiederholt an Frau Rabls Tür. Aber es rührte sich nichts in der Wohnung.

Die Hausbesorgerin wurde unruhig.

„Was kann denn nur los sein mit ihr? Gestern abend war sie doch noch ganz munter und vergnügt, weil ihr Patenkind, der junge Herr Lehrer Eisler, sie besuchen sollte!"

Inzwischen kam der Briefträger hinzu. Er riet, einen Wachmann zu holen, und erbot sich sogar, dies zu besorgen.

Der Wachmann erschien, klingelte ebenfalls erfolglos und ließ endlich die Tür gewaltsam öffnen.

Als man eintrat, prallten die Frauen erschreckt auffchreiend zurück.

Knapp hinter der Eingangstür lag Mutter Rabl steif und starr in einer Blutlache! Nun war es freilich klar, warum alles Klingeln vergebens gewesen! Sie war ermordet worden.

Der Kopf der alten Frau war jämmerlich zerschmettert. Das Mordwerkzeug, eine kleine Hacke, die nach Aussage der Hausbesorgerin Eigentum der Ermordeten war, lag daneben.

Eine halbe Stunde später war das stille, freundliche Gartenhaus von einer dichtgedrängten Menge aufgeregter Menschen belagert, durch die Polizisten nur mühsam einen Weg bahnten für die Gerichtskommission.

Frau Mosers „gute Stube" wurde von dem Untersuchungsrichter Dr. Wasmut beschlagnahmt, der darin, nachdem der Lokalaugenschein oben beendet war, Verhöre vornahm.

Aus dem ganzen ergaben sich nach und nach folgende Thatsachen:

Das Haus, in dem der Mord geschah, war zurzeit schwach besetzt. Da der Hausherr vor einigen Tagen mit Frau und Tochter zum Sommeraufenthalt nach Buchenberg in Obersteiermark gegangen war, wohnten unten nur Frau Moser und der junge Gelehrte, Dr. Richter, oben in der Mansarde Mutter Rabl.

Der Mörder hatte also leichtes Spiel gehabt, besonders da der einzige Mann im Haus — Richter — keine Gefahr für ihn bildete.

Der junge Gelehrte arbeitete, wie Frau Moser angab, an einem wissenschaftlichen Werk, lebte nach der Uhr, verließ seine Wohnung nur morgens auf zwei Stunden, um einen Spaziergang zu machen, und kümmerte sich absolut um nichts in seiner Umgebung.

Jede Partei besaß einen eigenen Hausschlüssel. Um neun Uhr wurde das Tor von der Moser versperrt, nachdem sie stets vorher noch Umschau im Hause gehalten hatte.

Auch gestern war dies geschehen, ohne daß sie etwas Verdächtiges bemerkt oder nachher gehört hätte.

Als sie schlafen ging, war oben bei Frau Rabl deren Patenkind, der Lehrer Felix Eisler, zu Gast.

Er sollte, wie Mutter Rabl der Moser erzählt hatte, heute früh eine neue Stelle irgendwo in Obersteiermark antreten, und war aus diesem Anlaß von ihr zu einem Abschiedsessen für gestern abend geladen worden.

Wie lange er geblieben, wußte die Moser nicht. Sie schlief von zehn Uhr an in einem Zuge bis früh. Er wurde von der Hausbesorgerin als ein sehr netter junger Mann, solid, ordentlich und dankbar gegen seine Wohltäterin, Mutter Rabl, geschildert.

Dr. Richter befand sich momentan noch auf seinem Morgenspaziergang. In den beiden Stuben der Ermordeten herrschte furchtbare Unordnung. Alle Laden waren aufgezogen und durchgewühlt, die Kassen geöffnet, sogar das Bettzeug herausgezerrt.

Offenbar hatte es der Mörder nur auf Bargeld abgesehen, denn Schmuck und andere Wertsachen fanden sich in Menge vor.

Ob er Geld gefunden oder Mutter Rabl dieses in ihrem eisernen Geldschrank im Laden aufbewahrt habe — wie die Hausbesorgerin vermutete, — mußte erst durch Untersuchung des Geldschrankes festgestellt werden.

In der Küche fanden sich mehrere blutgetränkte Taschentüchter, mit T. E. gezeichnet, die nach Frau Mosers Angabe dem jungen Eisler gehörten. Sie und eine Waschschüssel, in der man offenbar etwas Blutgetränktes zu reinigen versucht hatte, ließen zuerst einen bestimmten Verdacht gegen das Patentind der Ermordeten aufkommen.

Er wurde verstärkt durch den Umstand, daß die Hausbesorgerin am Morgen die Hausflur vollkommen ordnungsgemäß versperrt und sämtliche Fenster geschlossen gefunden hatte. Der Mörder mußte also wohl einen eigenen Torschlüssel besessen haben.

Frau Moser — obwohl sie die Möglichkeit der Täterschaft des jungen Eisler auf das lebhafteste bestritt —mußte zugeben, daß Felix Eisler einen Torschlüssel besaß. Da er öfter des Abends zu seiner Firmpatin kam — wenigstens war es bis vor kurzem so gewesen — hatte sie selbst ihm den Schlüssel machen lassen, um ihn nicht hinabbegleiten zu müssen, wenn er fortging.

Sehr eindringlich befragt, mußte die Moser auch zugeben, daß in der letzten Zeit das früher sehr herzliche Verhältnis zwischen Mutter Rabl und dem jungen Eisler aus irgend einem ihr unbekannten Grunde kühler geworden war. Aber der Mörder sei er deswegen doch gewiß nicht gewesen! Darauf wolle sie ruhig einen Eid ablegen!

Der Polizeikommissär lächelte überlegen. „Meine liebe Frau, man täuscht sich gar oft in den Menschen! Uebrigens wird es sich diesmal ja unzweifelhaft feststellen lassen. An der Waschschüssel sind blutige Fingerabdrücke, die soeben photographiert werden, und den jungen Eisler werden wir bald haben. Dann wird man ja sehen!"

Während all dieser Feststellungen war ein glattrasierter blonder Mensch anscheinend harmlos im Haus herumgeschlendert.

Er trug keinerlei Abzeichen und beteiligte sich nicht offiziell an der Untersuchung. Aber seinem scharfen, spürenden Blick war nichts entgangen.

Nur der Polizeikommissär wußte, daß der fremde Herr, der mit dem Untersuchungsrichter gekommen war, der berühmte Privatdetektiv Silas Hempel aus Wien war, der gegenwärtig bei seinem Jugendfreund Dr. Wasmut zu Besuch weilte.

Wenigstens hieß es so. Möglich auch, daß er in Verfolgung irgend einer Berufssache nach G. gekommen war, man wußte das bei Hempel nie genau.

Jedenfalls hatte Kommissär Erlinger ihn mit unbegrenzter Hochachtung begrüßt und seine Leute angewiesen, Herrn Hempel in jeder Hinsicht entgegenzukommen.

Man war so ziemlich fertig mit der Lokalaugenscheinaufnahme, und Silas Hempel stand anscheinend gelangweilt an einem der Fenster in Frau Mosers Stube, als Dr. Wasmut zu, ihm trat.

„Es tut mir leid, lieber Silas, daß Du umsonst Deinen Kaffee kalt werden ließest. Hätte ich gewußt, daß es sich um einen gemeinen Raubmord handelt, würde ich Dich nicht animiert haben, mitzugehen. Aber so geht es in diesen Provinznestern: Nie ein interessanter Fall! Nie etwas Besonderes! Wenn ich denke, wie anders es in Wien war. . ."

„Woher weißt Du denn schon daß der Fall nicht interessant ist?" unterbrach ihn Hempel lächelnd. „Mir scheint das noch gar nicht so ausgemacht!"

„Bah — es ist doch klar: Raubmord! Der junge Eisler wird Geld gebraucht haben, die Alte wollte es nicht geben — da schlägt er sie eben tot!"

„Nicht sehr einleuchtend, da sie ihn sehr gern gehabt und er ein bescheidener, dankbarer junger Mensch ohne nennenswerte Passionen sein soll! Auch spricht manches überhaupt gegen Raubmord. Es scheint ja nichts geraubt zu sein!"

„Ich wette, wir finden den Geldschrank im Laden leer! Der Ladenschlüssel ist nirgends zu finden. "

„Wenn auch! Ein Raubmörder läßt nicht Brillantohrgehänge von großem Wert und goldene Uhrketten liegen!"

„Wenn er klug ist, ja! Denn sie verraten ihn zu leicht."

„Er kann sie vergraben und später die Steine einzeln, das Gold geschmolzen verkaufen. Uebrigens—"

Frau Moser trat herein und winkte dem Untersuchungsrichter.

„Der Herr Dr. Richter ist eben nach Hause gekommen. Wollen Sie ihn auch ausfragen?"

„Natürlich! Bitten Sie ihn sofort hierher!"

II.

„Dr. Ernst Richter, Privatgelehrter", wie auf der Visitkarte stand, die er dem Polizeikommissär vorlegte, war ein mittelgroßer Mann von etwa dreißig Jahren mit träumerischen, grauen Augen und einem buschigen, kohlschwarzen, sehr wohlgepflegten Schnurrbart.

Sein Auftreten war ruhig, offen und bescheiden.

Da er der einzige Mann im Hause war, als die Tat geschah, und der Mörder außerdem an seiner Tür vorüber mußte, legte Kommissär Erkinger besonderes Gewicht auf seine Aussage.

„Darf ich fragen, wie lange Sie hier im Hause wohnen, Herr Doktor?" begann der Kommissär nach Erledigung der nötigen Formalitäten.

„Gewiß! Ich zog am 15. April ein, wohne also genau einen Monat und zwei Tage hier."

„Kannten Sie Frau Rabl und ihren Schützling, den jungen Lehrer Eisler?"

Ein hochmütig ablehnender Zug erschien auf Dr. Richters Gesicht.

„Nein! Ich habe weder Zeit noch Interesse, mich um die anderen Leute im Hause zu bekümmern. Eben um in keiner Weise durch Mitparteien gestört zu werden, wählte ich diese kleine, mehr als bescheidene Wohnung, die ich nur morgens verlasse, um einen Spaziergang zu machen, während die Hausbesorgerin die Zimmer reinigt."

„Sie lebten früher in Wien?"

„Ja! Ich promovierte dort zum Doktor, und da ich mich nachher einer größeren wissenschaftlichen Arbeit widmete, deren Gedeihen der Trubel einer Großstadt nicht förderlich ist, übersiedelte ich nach Graz. Es ist mir sehr peinlich — ich muß sagen außerordentlich peinlich — jetzt durch so schreckliche Vorkommnisse aus meiner Ruhe gerissen zu werden. Hätte ich dies ahnen können. . ."

„Nun, man wird Sie ja nicht mehr belästigen, als unumgänglich notwendig ist, Herr Doktor. Was wir von Ihnen erfahren möchten, ist, ob Sie gestern abend nichts Verdächtiges im Hause bemerkt haben?"

„Nicht das Geringste. Ich arbeitete wie gewöhnlich bis zehn Uhr und legte mich dann zu Bett."

„Schliefen Sie bald ein?"

„Fast sofort! Ich litt einige Nächte hindurch an Schlaflosigkeit und ließ mir deshalb durch Frau Moser gestern Chloral holen. Die Wirkung des Mittels war vorzügich."

„Und vorher? Hörten Sie kein Geräusch an der Haustür? Ihre Wohnung liegt ja dem Tor am nächsten!"

„Nein! Ich hörte nicht das Geringste. Uebrigens war ich so vertieft in meine Arbeit, daß ich etwaige Geräusche sehr leicht überhört haben kann."

„Hatten Sie am Nachmittag oder gegen Abend die Fenster offen? Man übersieht ja wohl von Ihrer Wohnung aus den Zugang zum Hause?"

„Jawohl! Aber ich halte meine Fenster stets geschlossen. Ich bin zu empfindlich, und außerdem stört mich der Vogelgesang im Garten. Es tut mir ja leid, daß ich Ihnen so gar nicht behilflich sein kann, eine Spur zu finden," setzte er höflich hinzu, „aber ich weiß wirklich gar nichts über die traurige Sache!"

Es war klar, daß weiteres Fragen zwecklos gewesen wäre. Man entließ also Dr. Richter und begab sich nach dem Trödlerladen hinüber, dessen Schlüssel sich nirgends gefunden hatte, weshalb man einen Schlosser mitnahm.

Und hier erwartete die Kommission eine große Ueberraschung.

Der Laden war regelrecht versperrt und alles sonst in bester Ordnung, nur der Geldschrank stand sperrangelweit offen!

Auch hier war alles durcheinander gewühlt, Geld, Schmuck und Papiere. Der Tresor, der nur mittels eines Kunstgriffes geöffnet werden konnte, war gewaltsam erbrochen.

Hier hatte Mutter Rabl ihr Bargeld verwahrt gehabt. Daneben lag ein Kuvert, auf dem mit großen, unbeholfenen Buchstaben das Wort „Testament" zu lesen stand.

Das Kuvert war erbrochen und dann wie achtlos wieder hingeworfen worden.

Von dem Gelde, das teils in sauber nach ihrem Wert zusammengebundenen Scheinen, teils in alten Goldmünzen bestand, schien nichts geraubt. Auch zwei Sparkassenbücher lagen unberührt auf einem Pack Pfandscheinen.

Die Herren sahen einander verblüfft an. Wozu war der Schrank erbrochen worden, wenn der Räuber das Geld liegen ließ?

Vielleicht ist er bei der Arbeit verscheucht worden? Ohne Geräusch kann die Geschichte hier schließlich doch nicht abgegangen sein?" meinte der Polizeikommissär endlich.

Silas Hempel lächelte. Zum erstenmal nahm er in dieser Angelegenheit das Wort.

„Sie vergessen, daß wir den Laden ordnungsgemäß versperrt vorfanden! Auch nahm sich der Mörder offenbar Zeit, das Testament zu lesen. Das sieht gar nicht nach „verscheucht worden aus!"

„Es ist wahr. Er muß sich sogar ganz behaglich Zeit genommen haben dazu. Aber dann möchte ich nur wissen, was zum Kuckuck er eigentlich —"

„Ich hab's!" rief Dr. Wasmut plötzlich und wies triumphierend auf das erbrochene Testament, das er soeben flüchtig durchgelesen hatte. „Hier ist die Lösung des Ganzen und zugleich der absolute Beweis, daß kein anderer als Felix Eisler die Tat begangen haben kann! Er wurde von der armen Alten hier in ihrem letzten Willen zum Universalerben ihres Vermögens gemacht, das die nicht unbeträchtliche Höhe von 50,000 Kronen beträgt. Offenbar hatte er von dieser Verfügung keine Ahnung und ließ das Geld erst liegen, als er nach Lesung des Testaments begriff, daß er sich selbst berauben würde. Wozu sollte er auch nur stehlen? Die Alte war tot — er brauchte nur zu warten, um vollkommen gesetzlich in den Besitz ihres gesamten Nachlasses zu gelangen."

Der Kommissär nickte.

„Natürlich! So wird die Sache ganz klar!"

Silas Hempel sagte nichts. Er hatte das Testament gneommen und studierte aufmerksam dessen Inhalt.

„Hier ist eine sonderbare Bemerkung," sagte er endlich topfschüttelnd, „nach welcher der junge Eisler nicht so ganz bedingungslos in die Erbschaft eintreten soll, wie mir scheint. Die alte Frau schreibt: „Ich wünsche, daß mein Erbe, Felix Eisler, das ihm zugefallene Geld in dem Sinne verwendet, wie ich es ihm mündlich an seinem 24. Geburtstage angab. Es war dies stets der Wunsch meiner verstorbenen Nichte, Frau Marie Eisler, und es ist auch der meine."

„Das klingt ja recht mysteriös," sagte Dr. Wasmut etwas spöttisch. „Na, darüber werden wir ja näheres von Eisler selbst erfahren."

„Oder auch nicht. Sieh Dir mal das Datum an, Wasmut. Das Testament ist vom 8. Mai, also erst vor acht Tagen, verfaßt. Wenn nun Deine Annahme richtig ist, daß Eisler nichts von der Erbschaft wußte, ist daraus zu schließen, daß ihm auch noch keine mündlichen Weisungen über deren Verwendung gegeben wurden. Mit anderen Worten, daß sein 24. Geburtstag noch gar nicht war und Frau Rabl, die gesund und kräftig war, also gewiß noch lange nicht ans Sterben dachte, ihren letzten Willen nur früher auffetzte, um davon Eisler dann gleichzeitig mit anderen Eröffnungen mitteilen zu können."

Wasmut sah seinen Freund verblüfft an.

„Das wäre sonderbar! Was denkst Du nur von der ganzen Geschichte?"

„Daß es irgend ein Geheimnis dabei gibt, und daß wir uns hüten müssen, vorzeitig allzu bestimmte Schlüsse zu ziehen! Vielleicht ist es doch kein Raubmord!"

„Aber was sollte ... und wer könnte denn nach der ganzen Sachlage überhaupt in Frage kommen als — Eisler?"

Hempel zuckte die Achseln.

„Das herauszubringen, ist Deine Sache. Ich warne Dich nur, auf Grund alter kriminalistischer Erfahrung, Deine Schlüsse allein auf Indizien aufzubauen. Man kann ebensogut etwas ganz anderes bei der Alten gesucht haben als — Geld. Nur das Motiv allein kann mit positiver Sicherheit zum Täter führen — nicht umgekehrt.

„Nun, wir werden schon sehen," antwortete Wasmut mit einer ganz leisen Gereiztheit im Ton. „Schließlich bin ich doch kein gar so grüner Anfänger mehr ... Der Schwerpunkt scheint mir jedenfalls in dem daktyloskopischen Ergebnis der Fingerabdrücke und in dem persönlichen Verhalten Eislers zu liegen. Warten wir dies ab."

III.

Die Majorin v. Brankow saß auf der weinumrankten Veranda der kleinen Villa, die ihr Gatte für diesen Sommer in Buchenberg gemietet hatte.

Die Villa lag herrlich auf einer Anhöhe, hart am Waldsaum und beherrschte sozusagen das ganze kleine Gebirgstal, in dessen Sohle zwischen Obstbäumen und Matten eingenestelt das Dorf lag.

Hier gab es weder Fabriken noch Eisenbahn, sondern nur Wälder, Wiesenabhänge und das Hochgebirge im Hintergrund, dessen würzige Luft erfrischend über das Tal zog.

Aber Frau v. Brankow achtete nicht viel auf die Umgebung. Wenn sie nur ihre Ruhe hatte — das heißt der gestrenge Haushyrann von Gatte sich nicht mit der einzigen, leider etwas zu sehr nach ihm geratenen Tochter Melitta über irgendeine Dummheit auf Tod und Leben herumstritt — dann war die Majorin ganz zufrieden, mit ihrer Handarbeit in einem Winkel sitzen zu dürfen. Ganz gleich, ob sich dieser Winkel in ihrer Stadtwohnung oder auf der Terrasse von Buchenberg befand.

Melitta stand wenige Schritte von der Mutter entfernt und blickte mit einem stillen, glückseligen Leuchten im Auge auf die Dächer des Dorfes hinab.

Unter einem derselben — dem steilen, roten Ziegeldach zwischen Pfarrhof und Gemeindehaus — das wußte sie, gab es heute einen wichtigen, feierlichen Moment: den Einzug des neuen Lehrers Felix Eisler.

Und abends — das wußte sie auch — würde sie hinauf zur Kreuzkapelle am Föhrenbül steigen und ihn „zufällig" dort treffen.

Ihre diesbezügliche Verständigung mußte er als ersten Gruß in seiner Wohnung vorgefunden haben.

Welches Glück, daß Felix gerade nach Buchenberg ernannt worden war und daß Papa die Wohnung hier schon gemietet und überhaupt keine blasse Ahnung vorher gehabt hatte! Wie er gestern gewütet hatte, der gute Papa, als er es zufällig im Dorfe unten erfuhr, der neue Lehrer heiße Felix Eisler.

Wo er doch gerade die abgelegene Sommerfrische wählte, um sie — Melitta — von Felix zu trennen.

Ja — das Schicksal hatte es unerwartet gut mit ihnen gemeint. Es war wie ein glückliches Omen. Und Papa würde ja mit der Zeit schon nachgeben, wenn er jetzt auch noch so grimmig tat, weil es sein einziges Kind, eine „von" Brankow! Eine „gute" Partie! Ein Abtömmling des uralten, einst berühmten" Geschlechts der Brankow! — nur diesen armseligen Volksschullehrer zum Manne wollte und sonst keinen!!

Sie lächelte träumerisch vor sich hin.

Als ob Liebe nach etwas anderem fragte als nur wieder nach Liebe!

Melitta v. Brankow war sehr schön.

Ihr schmales, feingeschnittenes Gesicht mit zartrosa Wangen und tiefroten Lippen war von kohlschwarzem, lockigem Haar umrahmt. Dazu besaß sie Augen von wunderbarer tiefblauer Farbe mit langen, schwarzen Wimpern.

„Schneewittchen!" nannte Felix Eisler sie zärtlich in seinen Briefen, und das hatte den alten Major, als er einmal solch einen Brief zufällig auffing, am meisten erbost.

Denn „Schneewittchen" war seit jeher auch sein Kosenamen für Melitta gewesen.

Sie war schlank und hochgewachsen, mit stolzem Ausdruck in den Zügen — ganz das Ebenbild ihres Vaters bis auf die blauen Augen, die sie Mama verdankte.

Zwischen ihr und der Mutter stand der gedeckte Mittagstisch. Man wartete nur auf den Major, der seltsamerweise noch immer nicht kam, obwohl es schon zwei Uhr vorüber war und man sonst um eins aß.

„Hast Du Line wohl eingeschärft, daß sie alles ins Wasserbad setzt?" fragte die Majorin ängstlich. „Es wäre schrecklich, wenn Papa bei Tisch Anlaß fände, etwas zu tadeln!"

„Dear me, als ob er auf Anlaß wartete!" lachte Melitta sorglos. „Du weißt doch — ihm ist nicht wohl, wenn er nicht ein bischen Lärm schlagen kann. Gott, man ist ja gewöhnt daran, und Line macht sich so wenig daraus wie ich."

„Mela — gerade Du solltest jetzt .... ich meine nur so ... Papa ist schrecklich verärgert, daß Eisler —"

„Na ja — sie haben Papa freilich nicht gefragt, wen sie für Buchenberg ernennen dürfen! Aber ich kann doch nichts dafür! Und ich finde es sogar ganz unbeschreiblich reizend! Das Schicksal hat Papa bestraft für seine Hartherzigkeit!"

„Du nimmst alles so leicht, Mela! Hast Du denn gar keine Angst, wenn Papa zankt? Ich fürchte mich immer!"

„Ich niemals! Das gehört so zu seinem Wesen. Er ist eine cholerische Natur und dabei doch so grundgut! Er meint ja nie die Hälfte von dem, was er sagt."

„Aber das klingt so aufregend!"

„Bah! Kampf ist Leben!"

„Und was soll denn nur werden aus Dir und Eisler, wenn er nicht nachgibt?"

„Ein glückliches Paar natürlich! Was denn sonst, Mama? Wir gehen doch auch nicht nach! Und das Schicksal ist für uns, das siehst Du ja jetzt — —"

„Für wen ist das Schicksal?" fragte eine tiefe Baßstimme hinter ihr. Melitta fuhr herum und begegnete dem funkelnden Blick ihres Vaters, der eben auf die Veranda herausttat.

„Für Felix und mich!" antwortete sie unverzüglich kampfbereit.

Aber der Major war ausnahmsweise nicht aufgelegt, den Fehdehandschuh zu ergreifen.

„Suppe auftragen!" kommandierte er und band sich die Serviette um.

Die Suppe war nicht so heiß, wie er sie sonst wünschte. Das Gemüse etwas eingedickt durch das lange Stehen. Die Biskuitomelette sogar beträchtlich zusammengesunken.

Frau v. Brankow schielte ängstlich nach ihrem Gatten und wurde abwechselnd rot und blaß — jetzt würde ja das Donnerwetter gleich losplatzen ...

Aber es geschah nichts.

Der Major — etwas schweigsamer als sonst — etwas weniger bei Appetit vielleicht auch — aß ganz ruhig und sprach von harmlosen Dingen.

Erst als Melitta ihm den schwarzen Kaffee eingegossen und die lange türkische Pfeife hingelegt hatte, griff er plötzlich nach ihrer Hand und zog sie neben sich auf das Rohrsofa nieder.

„So, Mädel, nun will ich Dir mal erzählen, warum ich so spät zu Tisch kam. Aber laß den Kopf nicht hängen — zeig, daß Du ein tapferes Soldatenkind bist — der Kerl wär's ja auch bei Gott nicht wert, wenn Du ..."

„Felix! Es betrifft Felix!" unterbrach ihn Melitta, die leichenblaß geworden war, angstvoll. „Es ist ihm ein Unglück geschehen — o Papa — so rede doch!"

Der Major, an Umschweife wenig gewöhnt, sah ihr ernst in die Augen und sagte dann kurz: „Nein. Aber weiß Gott, ihm wäre besser, wenn er verunglückt wäre, ehe er das ... aber wozu Dich zappeln lassen? Man hat Eisler vor einer Stunde verhaftet und als gemeinen Verbrecher nach Graz transportiert. Er hat in der Nacht, ehe er hierher kam, seine Gönnerin, die alte Rabl, erschlagen!"

Frau v. Brankow stieß einen gellenden Schrei aus und streckte abwehrend die Hände von sich.

Melitta blieb ganz ruhig.

Ein tiefer Atemzug, der wie Erleichterung klang, hob ihre Brust.

„Welch eine unsinnige Beschuldigung!" sagte sie dann mit verächtlichem Zucken der Lippen.

Der Major stand ärgerlich auf. Er war weicher als sonst heimgekehrt — bereit zu trösten — und merkte nun enttäuscht, daß Melitta keines Trostes bedurfte.

„Du glaubst es wohl nicht?" fragte er gereizt.

„Nicht eine Silbe! Natürlich nicht!"

„Aber wenn ich Dir schon sage: Sie haben ihn abgeführt, wie einen gemeinen Verbrecher! Das tut man doch nicht ohne Grund. Es müssen und sind in der Tat sehr gewichtige Gründe ..."

„Scheingründe, Papa. Verlaß Dich darauf!"

„Na höre, Mädel, Du bist von einer Hartnäckigkeit ..."

„Gar nicht. Ich weiß nur ganz bestimmt, daß Felix solch eine Tat nicht begangen haben kann!"

„Und er hat sie begangen! Ich sprach ja selbst mit dem Beamten, der seine Verhaftung leitete: Alles, jeder kleinste Umstand deutet ganz allein auf ihn hin. Jemand anders kommt gar nicht in Betracht."

„Erzähle, bitte alles, was Du weißt, Papa. Aber hübsch der Reihe nach, ja?"

Der Major tat ihr den Willen. Melitta unterbrach ihn kein einziges Mal. Sie war blaß geworden und versank dann in nachdenkliches Schweigen.

„Na also, — jetzt glaubst Du es wohl auch?" schloß der Major befriedigt. „Und nun schlag Dir den elenden Kerl so schnell wie möglich aus den Kopf. Ich sagte ja immer —"

Melitta schnellte plötzlich empor.

„Nein! Jetzt erst recht werde ich zu ihm halten! Ich es glauben? Niemals! Niemals sage ich Dir, Papa!"

(Fortsetzung folgt.)

Für die Küche.

Gemüsepfannkuchen. Irgend ein Gemüserest läßt sich verwenden. Hat man einige Eßlöffel kaltes, oder gehacktes Fleisch, Schinken, Zunge oder dergleichen, so verfeinert es das Gericht. Das Gemüse wird mit gekochten, gestampften Kartoffeln und 1 Ei gut gerührt, dann je nach der Dicke der Masse mehr oder weniger Mehl daran gegeben, oder die Masse erst mit etwas Milch verdünnt, gut durchgerührt, ein halber Teelöffel Backpulver hinzu getan, mit dem nötigen Salz gewürzt und dann auf offener Pfanne gebacken. Anstatt Mehl kann man auch trockenes Brot verwenden, doch muß man dies in warmem Wasser einweichen, dann fest ausdrücken und mit den Händen fein reiben, damit es ohne Klumpen ist. Wer mit Eiern nicht zu sparen hat, gebrauche eins mehr, da es die Pfannkuchen verfeinert.

Kartoffelklöße mit Käse. Am Tage vor dem Gebrauch kocht man 2 Pfund Kartoffeln, die man am folgenden Tage reibt. In 2 Unzen Butter schwitzt man 1½ Unzen Mehl gar, gibt die Kartoffeln hinzu, dünstet sie unter Rühren gut damit durch, rührt darauf 1 Pint halb Milch, halb Sahne daran, so daß ein geschmeidiger Teig entsteht, und fügt dann noch so viel kochendes Wasser, in dem einige Bouillonwürfel gelöst werden, hinzu, als man Suppe gebraucht. Sie muß unter Rühren 10 bis 15 Minuten kochen, wird dann durchgestrichen, mit Salz und Pfeffer abgeschmeckt, mit 2 Unzen geriebenem Parmesantäse gewürzt und dann über kleinen gerösteten Brotwürfelchen angerichtet.

Kartoffelmus mit Heringen. Man kocht geschälte Kartoffeln gar, gibt sie durch den Kartoffelquetscher (Ricer) und bringt sie in den Kessel zurück, worin man auf jedes Quart Kartoffeln reichlich ¼ Tasse Milch erhitzt hat, dann kommt auf das angemessene Maß Kartoffeln ebenfalls 1 Eßlöffel Butter, und nachdem man dies über dem Feuer gut eingeschlagen hat, ein großer, von den Gräten und der Haut befreiter in Würfel geschnittener Hering. Der Hering wird rasch in die heißen Kartoffeln eingerührt und dann das Gericht sofort aufgetragen.

Hammelrippen mit Zwiebelsauce. Einige Zwiebeln hackt man sehr fein und schwitzt sie in Butter gelb. Eine gut eingekochte Bechimelsauce zieht man mit einigen Eigelb ab, mischt die Zwiebeln darunter und rührt die Sauce bis ans Kochen, worauf man sie vom Feuer nimmt und mit ein paar Tropfen Würze verfeinert. Die Hammelrippen brät man recht im Saft, überzieht sie mit der Sauce, streut frische, in Butter geröstete Semmelkrumen darüber, schiebt das Gericht einige Augenblicke in den Ofen, ordnet dann die Rippchen im Kranze an und gibt sie rasch auf.

Gedeckter Apfelkuchen. Zwei Fünftel Pfund Mehl, 5 Unzen Butter, 4 Eßlöffel Zucker und 1½ Eßlöffel Essig werden zusammen gut verarbeitet, dann in zwei gleiche Teile geschnitten und ausgewählt. Mit dem einen Teil belegt man ein Kuchenblech, gibt feingeschnittene Aepfel darauf und bestreut dieselben mit Zucker, feingeschnittenen Mandeln, Rosinen und beträufelt sie nach Geschmack mit etwas Arrak. Darüber legt man den übrigen Teig, bestreut ihn mit grobgestoßenem Zucker und bäckt ihn in nicht zu heißem Ofen lichtbraun.

Blankette von Huhn. Zwei Hühner werden, wenn ausgenommen, gesengt und gewaschen, roh in Stücke geschnitten, in heißer Butter leicht gedämpft, ohne daß sie Farbe bekommen, mit einem Löffel Mehl aufgestäubt, mit Fleischbrühe, Weißwein, Zitronensaft und etwas Suppengrünem weich gekocht. Die Sauce wird abgegossen, dicklich eingekocht, mit Zitronenschale abgeschmeckt und mit drei Eigelb abgezogen, über die Geflügelstücke durch ein Sieb gegossen. Die Hühnerstücke werden dann in der Mitte einer tiefen Schüssel angerichtet, mit den Nudeln umlegt, die Sauce darüber gegossen und mit gewackter Petersilie bestreut.

Kohlpastete. Von 3 Pfd. Rindfleisch und ¼ Pfund Rinderfett ein gehackt, einem aufgeweichten Milchbrod und fünf Löffeln Milch formt man kleine Fleischklößchen und bratet sie braun. Dann streicht man eine Form mit Butter aus, bestreut sie mit Reibbrod, legt eine Lage gehobelten, weißen, frischen Kohl hinein, darauf die Klößchen, Sahne, Salz, Bouillon, wieder Kohl u. s. w., bis die Form voll ist. Man deckt die Pastete mit einem Butterteig zu (zwei Löffel Butter, zwei Löffel Sahne, ¾ Pfund Mehl), bestreicht sie mit Ei und bäckt sie drei Stunden.

Gefüllte Tomaten. Man schneidet oben am Stiel ein Deckelchen ab, höhlt die Tomaten ziemlich aus, streicht das Mark durch ein Sieb, vermischt es mit Bratwurstfülle, geweichter Semmel und Ei, mit eingeschnittenen Zwiebeln, Petersilie und Zitronenschale, ein wenig durchdünstet, salzt und pfeffert die Sauce gehörig und füllt sie in die Tomaten. Man setzt diese dann nebeneinander in eine ausgebutterte, niedere Granitschüssel, überstreut sie mit geriebener Semmel, bäckt sie im Ofen und beträufelt sie mit etwas Gewürzsauce.